

## Werk

**Titel:** Beiträge zur Völkerpsychologie

**Untertitel:** Der Mensch unter den Tropen Amerika's

**Autor:** Engel, Franz

**Ort:** Berlin

**Jahr:** 1873

**PURL:** [https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657\\_1873\\_0008](https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657_1873_0008) | LOG\_0011

## Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)  
SUB Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen

✉ [info@digizeitschriften.de](mailto:info@digizeitschriften.de)

und Getödteten 2000 betragen, was annähernd  $\frac{1}{3}$  der ganzen Bevölkerung sein würde, die 6000 Köpfe nicht viel überstiegen haben dürfte. Die herrschende Verwirrung und Aufregung machte es schwer, genaue Details über den Verlauf des traurigen Ereignisses zu erfahren; so viel schien mir aber aus allem hervorzugehen, dass die Erschütterung ihren Ausgangspunkt in der Nähe der Stadt gehabt haben musste, da sich die Stärke der Stösse längs der Küste nach Süden wie Norden schnell abgeschwächt zu haben schien. Auffallend war mir, dass wir selbst auf der ganzen Tour von Aleppo bis Antiochien nicht das Geringste von einer Erschütterung wahrgenommen, noch in den von uns passirten Ortschaften von einer solchen gehört hatten, obgleich von Aleppo die telegraphische Nachricht eintraf, dass dieselbe sich auch dort so stark fühlbar gemacht habe, dass die Bewohner ihre Häuser verlassen hätten.

Characteristisch für die hiesigen Zustände war es, dass die benachbarten Gebirgsbewohner, anstatt Hilfe zu bringen, sich während der Nacht in die Stadt zu schleichen suchten, um daselbst zu plündern und von den ausgestellten Wachen durch ein anhaltendes Gewehrfeuer verscheucht werden mussten. Mehrere Diebe wurden während meiner Anwesenheit sogar am Tage auf den Trümmern der Stadt ergriffen und, vor den Kaimakan gebracht, von diesem, nach einem sehr summarischen Verhöre, eigenhändig in wahrhaft barbarischer Weise durchgepeitscht.

Gern kehrte ich den traurigen Scenen, die uns hier umgaben, den Rücken, um weiter nach Alexandrette zu gehen und mich dort nach Smyrna einzuschiffen.

---

## II.

### Beiträge zur Völkerpsychologie.

Von Franz Engel.

#### Der Mensch unter den Tropen Amerika's.

##### 1) Lust und Leidenschaft; Tod und Grab.

---

In der gesammten Erscheinungswelt um uns her fordert nichts so sehr den Scharfblick, die Combination, die Sympathie und den Forschungsdrang des denkenden und beobachtenden Menschen heraus, wie sein Ebenbild: der Mensch, in welchem er sich selbst betrachtet und wiederdenkt. Einen weiten und unergründlichen Spielraum findet diese denkende Beobachtung innerhalb jenes Wohn-

gürtels unseres Planeten, wo sich ein Gemenge der verschiedensten Racen des Menschengeschlechts zusammenhäuft, und wo durch die Kreuzungen der physischen und psychischen Sonderheiten und Gegensätze fast ebensoviele Unterarten von Racen (Varietäten), als Individuen hervorgegangen sind, das Individuum aber wiederum durch Individualismen in sich zersetzt erscheint.

Welch eine unendliche Mannichfaltigkeit und Verschiedenartigkeit, Beweglichkeit und Wandelbarkeit von Lebensäußerungen reihen sich da aneinander! Eine unerschöpfliche, und in ihrer Unerschöpflichkeit fast beunruhigende Quelle von Wahrnehmungen offenkundiger und unergründlicher, selbst mystisch berührender Erscheinungen zieht den Geist in ihre Tiefe und Wirrsal hinein, treibt ihn von System zu System, von einem kaum erfassten und wieder weichenden Phänomen zum anderen, und lässt Bild an Bild, Gestalt an Gestalt in immer wechselnden Farben und Formen und dem bildenden Druck der Hand ausweichendem Stoffe an dem ruhelos umhergeleiteten Auge vorüberziehen. Ihn, ein Atom des belebten Kosmos selber, zieht den Kosmos des Menschwesens mächtig in seine treibende Kraft hinein; seinem Verständnisse undefinierbar, starrt er auf das anfang- und endlose Bewegliche hin, und die Unerfassbarkeit des ewig Geistigen, wie der Wahnwitz, dasselbe einzuzwängen in System, Schablone, feste Form und Begriffsverbindung wird ihm immer klarer zum Bewusstsein.

Jenes unzerlegbare Volk- und Racenconglomerat, das sich im Laufe der Jahrhunderte auf dem blutgedüngten Boden des tropischen Amerika's angesammelt und aus den zusammengeworfenen Factoren fortgezeugt hat, deckt den psychologischen Beobachtungen einen weiten Gesichtskreis auf. Im zweiten Jahrgange der Zeitschrift für Ethnologie S. 18 suchten wir die National- und Racentypen in allgemeinen Grundzügen zu fixiren; versuchen wir es heute, diesen Grundriss weiter auszuführen, detailliren wir ihn in so weit, als wir uns von dem Menschen insbesondere jener Völker und Racen ein psychologisches Bild aus seiner Erscheinung herauszumeisseln suchen, insoweit es überhaupt möglich, ein einheitliches Moment aus dieser vielgetheilten, aus- und ineinander fließenden Erscheinung festzuhalten und aufzufassen. Die beweglichen Schwingungen und Strahlungen der Volksseele aufzufangen, gelingt am sichersten, wenn man die gesellschaftliche Vereinigung von Individuen unter den hervortretenden Symptomen der höchsten Erregtheit und Entbundenheit des Wesens seiner Beobachtung unterzieht; dazu sind besonders die Sonn- und Festtage geeignet, an welchen sich die bunt zusammenströmende Menschenmenge, also das Volk, den natürlichen, augenblicklichen, lebendigsten Eingebungen und Anregungen zwanglos hingiebt. Suchen wir daher das tropisch-amerikanische Volks- und Racengemisch an einem seiner vielen Feiertage in

seinen geselligen Zusammenkünften auf, und betrachten wir es in den Hauptmomenten seelischer Erregtheit und ungezwungener Lebensäusserung, unter dem Einflusse von Lust und Leidenschaft, Tod und Grab.

Der Namenstag des gefeierten Heiligen, des San Juan, hat den geräumigen Platz einer grossen Hacienda mit einer zahlreichen Versammlung von Landleuten des näheren und weiteren Umkreises bevölkert; in allen Hautfarben und Altersstufen drängt sich dieselbe lebhaft und geräuschvoll durcheinander. Dem kleinen abgesonderten herrschaftlichen Kreise gegenüber verhält sie sich durchaus nicht passiv oder gar zurückhaltend; beides, passives und ehrfurchtsvolles Verhalten gegenüber irgendwelcher Autorität liegt wenig in der Gemüthsart jener Menschen; nur der kleine, arme, schüchterne, auf den kühlen Bergen zurückgezogen lebende braune Mann blickt scheu, misstrauisch und unterwürfig zu den weissen und reichen Herren seines Landes auf; der kleine Mann aber aus der bunten Masse der Mischracen und den belebten Land- und Stadtgebieten der heissen Zone sieht in den höheren Ständen der Gesellschaft nur eine Klasse von Menschen, die mehr Geld hat und eine andre Hautfarbe trägt, als er. Zwar empfindet auch er, wie die von Bildung und durchdrungene Masse überall, wenn sich mit den höheren Ständen auch Wissen und Bildung vermählt, instinctiv den weiten Abstand, der ihn von jenen trennt; aber er gesteht ihnen dennoch keine grössere Berechtigung und irgend welche Vorrechte auf dem gemeinsamen Lebensboden zu; ihn schüchtert weder der sich brüstende Goldschimmer, noch die Hautfarbe, noch das Gewand, noch das stolz geschirrte Ross, im geringsten ein. So sehr ihm auch alle diese Dinge gefallen und in ihm Neid und Scheelsucht erwecken, so machen sie doch in seinen Augen aus ihrem Besitzer kein oberherrliches Wesen. Was also zwingt ihn zur Ehrfurcht und Zurückhaltung? Warum sollte er seinen Gedanken und Gemüthsbewegungen Fesseln anlegen? Die Gunst des Mächtigen braucht er nicht, — deshalb kehrt er sich nicht an Macht und Ansehen; seine persönliche und gesellschaftliche Unabhängigkeit und durch das ewige Sommerklima bedingte Bedürfnisslosigkeit zwingt ihn zu keiner Unterwürfigkeit; keine angeborene und durch Beispiel und Erziehung in das Gemüth gepflanzte Pietät gebietet ihm Achtung und Unterwerfung vor dem Ehrwürdigen; nichts kommt ihm klarer zum Bewusstsein, als sein Dasein, und dass er ebenso gleich und mit demselben Rechte da sei, wie jeder andere geschaffene Mensch; ihm ist das Standesdogma unter der heissen und kalten Sonne des Orients fremd, das den Einen zum Reden und Emporragen, den Andern zum Schweigen und Bücken geboren sein lässt.

Die Neuheit einer fremden Erscheinung bietet der beweglichen

Versammlung, die in ihren einzelnen Gliedern eine grosse Neigung zur neugierigen Beobachtung und zu grotesken Schaustellungen zeigt, reichen Stoff zur Unterhaltung und Belustigung. Jede hervortretende Aeusserung und Geste wird sofort von den lauernden Naturkomödianten copirt und persiflirt, und je augenscheinlicher, je schärfer und eckiger die Mimik, desto lebhafter der allgemeine Beifall. Der Abkömmling der aethiopischen Race ist in der Nachahmung und der caricirenden Mimik besonders unermüdlich und affenartig kunstfertig, wie unersättlich in dem (seinem) Genusse des Augenblicks; ebenso ergreift er, der mitten in seinen Unterhaltungen, anscheinend vollständig abgezogen, doch immerfort verschlagen und lauernd beobachtet, mit massloser Hast und Begierde jede Gelegenheit, sich dem kleinen abgesonderten herrschaftlichen Kreise, besonders dem Gaste fremder Nationalität, dienstbar zu erweisen; dies jedoch etwa nicht so sehr aus wirklicher Dienstbeflissenheit und Ritterlichkeit, als vielmehr aus Gefallsucht und Speculation, sich mit guter Gelegenheit in die abgeschlossene Gesellschaft eindringen zu können. Bei aller Hochmuths-Dummheit und rohen Missachtung der Autorität hascht doch die lüsterne Eitelkeit nach jeder Autorisation der eignen Persönlichkeit. Sobald dem schwarzen, überhaupt dem farbigen Mann das Amt eines Büttels über seinen Nächsten, womöglich mit besonderem Schaugepränge, übertragen wird, fühlt er sich zu souveränen Ehren erhoben, und im Gefühle dieser Majestas peitscht er mit wahren Hochgenusse Alles aus, was ihm das Gesetz oder die Willkühr überliefert. Versteht man es, dieser Götzendienerei der kindischen Eitelkeit am rechten Orte und zur rechten Zeit zu huldigen, so ist es oft gar nicht schwer, sich in dem farbigen Menschen ein thätiges Werkzeug gegen dessen eigne Race zu verschaffen; der dumme aufgespreizte Stolz des Halbwilden vergisst allen Farbenhass und alles verwandschaftliche Gemeingefühl.

Mitt der mehr und mehr sich neigenden Mittagssonne wächst die Zahl des Festschwarmes immer höher an; jetzt erst erscheinen die Zuzüge der ferner wohnenden Festwallfahrer auf dem Platze; aus dem Geblüthe von Mensch und Thier weicht allmählich die drückende, lähmende Mittagsschwüle; die ermunterten, auflebenden Sinne öffnen sich wieder dem vollen Genusse; aufgeregt durch die gegohrene Chiche und den Aquardiente, steigert sich das fröhliche, bewegliche Treiben alsbald zur lautesten, zügellosesten Lust. Die wachsende Unruhe und haltlose Bewegung entzieht auch den fremden Gast allmählich der lauernden Beobachtung und allgemeinen Aufmerksamkeit; aus dem Mittelpunkt an die Peripherie der Action gedrängt, gewinnt er nun selbst in seiner passiven Theilnahme den rechten Raum und das rechte Feld zu seinen Beobachtungen. Bild auf Bild und Scene an Scene zieht im raschen Wechsel an seinem

Auge vorüber; mit einer Dehnbarkeit des Temperaments, deren der besonnene, von geordneten Gedanken geleitete weisse, nordische Mensch nicht fähig, springt das erregte Wesen von einem zum andern Ergötzen, von einer extremen Handlung zur andern in einem und demselben Athemzüge über. Versuchen wir, einige dieser wechselnden Szenen, so, wie sie in den innigen Wechselbeziehungen zwischen Natur und Mensch vor uns erscheinen, festzuhalten.

Leicht gefiederte Tamarinden- und dunkel-schwer belaubte Mangobäume, wechselnd mit den, nie auf einem Gehölze fehlenden nurreichen Tatumo- und Orangenbäumen, umsäumen im weiten Umkreise den freien grossen Trocken- und Verkehrsplatz der Hacienda; noch andre viele, durch ihre sehr wohlschmeckenden Früchte ausgezeichnete Bäume, als: Nispero's, Chirimoya's, Aguacate's, Pumarosa's, Lechaso's, u. a. m. theilen sich in den Raum, welcher die Fruchtfelder und Pflanzungen von den Gebäuden des Geschäftes trennt; sie alle überragt die Chaguaramapalme, welche ihre prachtvolle, gefiederte Laubkrone auf gleichmässig schlang emporstralender Stammsäule in dem sanften Spiel der reinen Lüfte wiegt; und in ferner Runde zieht der dichte, weite Wald seine Ringmauer um dieses freundliche Landschaftsbild, sich an die Bergstrassen lehnd, deren Formen in dem bläulichen Duft der Ferne verschwimmen.

Schräger fallen die Sonnenstrahlen in die gelichteten Felder, durch das leicht bewegte Laub, auf die festen Gestalten der Erde; alle Gegenstände aber kleiden sie in einen nur noch brennenderen, glühenderen, und doch durchsichtig-klaren Farbenduft; und in tiefes magisches Licht- und Farbenspiel der reinen Luft strömt aus weissen Myrthen- und Orangenblumen eine Ueberfülle würziger Düfte aus. Nicht gleitend, nicht schwebend, sondern mit gliederverrenkender, hüpfender, trampelnder Beweglichkeit kreisen und wenden und drehen sich die meist barfüssigen Tänzer und Tänzerinnen über das rauhe Ziegelsteinparket; die wehenden aufgebauchten Gewänder aus grellfarbigem Kattun oder leichtem, gewolkten Musselin streifen die feurig scheinende Pfefferfrucht und den dufthauchenden Jasmin; in ihren Faltenwellen tragen sie die Düfte weiter und den rothen Staub, der unter der unermüdlichen Kunstfertigkeit der Füsse aufwirbelt. Schüchtern lässt sich das hellgebräunte Indianermädchen, das von der einsamen Alp hinabgestiegen in das volkreiche Thal, hineinreissen in den Wirbel des Tanzes: über den Nacken fällt in langen Zöpfen die schwere dunkle Haarfülle; Palmenblättchen wehen ausschwebender Höhe nieder und suchen vergeblich sich in das glatt gestrichene Haar einzunisteln, oder hängen sich, wie goldne Tropfen, in der kecken Mulattendirne glänzend-schwarze, gekräuselte Haarwellen fest, welche aufgelöst über die formenschöne, kokett getragene, schwarzbraune Büste fallen; auf schattigem Gange wiegt sich

üppig-lüstern die Negerin; aus ihrem kurzen krauswolligen Kopfgaar hat sie mit vieler Mühe eine Unzahl kleiner, spitz aufstehender Flechtchen ausgezupft; welk hängt in diesem Wirrsale die flammend-rothe Hibiscusblume; die auseinanderfallenden Blätter versenken sich hinter den weitplundrigen, feucht-heissen Busenlatz, wie sich die Funken eines verzehrten Heerdbrandes in die heisse, glimmende Asche bergen. Bald kokett abgewiesen, bald zärtlich gelockt, bald schmolzend, bald ungestüm verlangend und umfangend umkreisen die männlichen Trabanten die Sonne und Magnete ihrer Liebeslust; nur allein dem Augenblick lebend und trunken hingegeben, blitzt überall aus den brennend schwarzen Augen das dürstende Feuer der Leidenschaft; aus ihrer lockren Umhüllung drängen sich und quellen die üppigen Formen, durch den stürmischen Puls rollt der Genuss, und sengend weht der Athem über den stechenden Glanz der schwelenden, sinnlich aufgeworfenen Lippen.

Die Musikanten, die mit Cinca\*), Chinchä\*\*), Cimbel und Tambor zum Tanz aufspielen, begleiten ihre eigne monotone, melodielose, aber rythmische, dumpf-rasselnde Musik mit heiserem, tief aus dem Schlunde hervorgegurgelten oder durch die Fistel kreischenden Gesänge, nur mechanisch rühren sie die Instrumente; die Seele schwimmt auf der hohen Fluth des Sinnengenusses. Endlich treibt die zuckende Unruhe das ganze Orchester wohl gar von seinen Sitzen auf, und hüpfend und tanzend mischt es sich, ein tönender Reigen, in den tanzenden Knäuel. Aufgeregte Gestalten kugeln sich, wie Gliederbälle, vor ihren tanzenden Schritten her und springen mit leidenschaftlichen Geberden um sie im Kreise herum, bis die fahrenden Sänger, mit neuer Ausdauer ausgerüstet, wieder zu ihren Sitzen zurückkehren.

Trotz vielfacher Verletzung des eigensten Gefühles fühlt sich das Auge gefesselt durch diese wilde, chaotische Lebensfülle; natürliche Grazie deckt die Wildheit und umgürtet die Blößen mit Blumenketten. Das ungeformte, und doch nicht missgestaltete Wesen offenbart in seiner unbeschnittenen Urwüchsigkeit seine reiche Ausstattung durch die Natur und zugleich den Mangel an wohlthuender Schaustellung der natürlichen Gaben. Es liegt etwas Mystisches in solcher Mischung von Wildheit und Grazie. Der civilisirte Mensch wird betroffen, wenn er in seinem Ebenbilde die ungeformte Natur thätig sieht, und wird doch zugleich überrascht durch die reiche Anlage von Bildsamkeit in derselben. Schmerzlich berührt ihn die

\*) Eine fünfsaitige kleine Gitarre, deren Saiten mit dem Daumen gestrichen werden.

\*\*) Eine Raschelbüchse aus der hohlen, mit den Samen der *Canna indica* gefüllten Totuma- (*Crescentia Cujete*-) Frucht.

Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdk. Bd. VIII.

Erkenntniss von seiner Bevorzugung und Einbusse zugleich, — ein Widerspruch, der nicht ins Leben gerufen sein sollte, noch könnte, wenn die Urfülle von Bildsamkeit diejenige vollendete Form durch die Civilisation gefunden hätte, welche sie in ihren Anlagen vorgezeichnet hat.

Plötzlich wechselt die Scene. Das tanzende Knäuel stiebt auseinander und ballt sich unter dem Manghobaume noch dichter, noch wilder gestikulirend wieder zusammen. Ein hergetriebener Stier wurde an den Stamm gefesselt, um am morgenden Tage abgethan zu werden. Der gefesselte Riese lockt die Spott- und Marterlust eines garstigen Negers heraus; mit satanischem Behagen reizt er das widerstandslose Thier zur Wuth; sein plumper, wulstiger Mund verzerrt sich zum schadenfrohen Grinsen; aus dem unheimlich-glühenden, rollenden Auge sprüht die Wollust der Grausamkeit. Zornschnaubend zerrt das gereizte Thier, mit der Stirn hart gegen den Stamm gefesselt, an dem eisenfesten Lazo; doch das muskelstarke Genick liegt ohnmächtig in der Schlinge; blutiger Schaum spritzt aus den aufgerissenen Nüstern; der Schweif peitscht die Weichen; die Hufe reissen die Erde auf. Umsonst; immer tiefer nur zieht die an dem Stamme niedergleitende Schlinge das widerstrebende Haupt zu Boden, und immer wilder nur stachelt und reizt die Menschbestie die bestialische Wuth. Erschöpfung endlich schnürt dem brüllenden, gemarterten Thiere die Kehle zu; röchelnd sinkt es in die Kniee und stösst heiser gurgelnd seine Wuth und Qualen aus.

Je verzweifelter die gefesselte Kraft gegen ihre Ohnmacht anwüthet, je mehr die wüthende Qual das menschliche Erbarmen anruft, desto lauter das Beifalljauchzen und desto raffinirter die Folter des Peinigers. Die gänzliche Erschöpfung, aus welcher kein Zerren, Brennen und Stechen mit Feuer und Eisen mehr aufrüttelt, ist des Thieres Erlösung.

Und mit ungetrübter Fröhlichkeit, in kindlicher Unbefangenheit, kehrt die in grausamer Lust gesättigte Schaar zum unterbrochenen Tanze zurück, als ob sie nicht eben noch ihre Menschenwürde verläugnet habe.

Unausgesetzt nehmen die Lustbarkeiten ihren Fortgang; eine schwere, lüsterne Gluth liegt auf dem erregten Schwarme, wie der Gewittertag auf der versengten Flur, die seines zündenden Blitzes harret. Jede Pantomime, jede Windung und Verchlingung der Glieder ist zur lebendigen Plastik der Empfindung, die Seele zu Fleisch und Bein geworden. Das Getöse murr und zischt und braust, wie der Wind, der über brennende Savannen fährt, hier die Flammen niederdrückt, dort wieder hell auflodernd in die trockenen Gräser wirft. Kreischen und jubelndes Gewieher bezeichnet nicht die ungebundene Ausgelassenheit jenes Volkes; die leidenschaftliche Erregung rollt



und brandet vielmehr wie der Gischt einer rollenden Sturzwelle fort, und das äussere Gelage gleicht einem aufgestörten Bienenschwarme, der sich in dunstartiger Beweglichkeit summend ducheinanderschlingt, hier auflöst, dort wieder zusammenballt.

So hoch auch die Erregung sich steigern, so stürmisch und rastlos auch die Unruhe durch die Nerven zucken mag, — dennoch treiben die Wogen der Erregung nur durch die Oberfläche, wühlen nicht die Tiefen des Wesens auf. Das innere Gleichgewicht erleidet eine nachhaltige, gewaltsame Störung nur bei ganz besonderen Wechsel und Schicksalsschlägen. Unter der Tropensonne spinnt sich das Gemüthsleben unter geringeren Schwankungen und seltneren Erschütterungen ab, als unter dem nordischen Himmel, wengleich oder weil dort der Mensch leicht beweglich und vorwiegend sinnlich, hier schwerfällig und tief-innerlich angelegt ist; selbst die äussere, stürmisch und gewaltsam handelnde Pontomine ist nicht immer ein Zeichen von dem Ausbruche innerer Leidenschaftlichkeit. Wer diese Pantomimen und die lebhaften Lebensäusserungen überhaupt scharf beobachtet, findet in ihnen nicht den tiefen Ernst, jenes Licht und jenen Schatten ausgesprochen, wie sie die ungelinkere, unbeweglichere Miene des schwerfälligen Nordens doch unendlich klarer, innerlicher durchleuchten oder durchschatten.

Daher die Dehnbarkeit des Temperamentes; daher der unmittelbar ducheinanderfluthende Wechsel von Extrem zu Extrem; weil das Gemüth nicht erschüttert, nicht aus dem Gleichgewicht gehoben, vermag es, — dessen ein wirklich erschüttertes Gemüth nicht fähig, — umzuspringen, wie die Aprilluft nach allen Richtungen der Windrose. Und so gleitet die Hand mit einer kürzesten Wendung von Dolch und Messer zu liebkosender Umarmung über, eilt das Auge vom Blutdurst zur Liebeslust, wandelt sich in einem und demselben Athemzuge die Bestie zur lachenden Grazie, der Dämon in den Engel um.

Noch eben jauchzte die Mulattendirne dem Wuthgebrülle des gemarterten Stieres zu oder folgte mit gierigem Auge der gegenseitigen Zerfleischung zweier Kampfhähne, — und schon lagert sie, im nächsten Augenblicke darauf, ein Bild der heitersten, nur Genuss und sanfte Regungen sinnenden Ruhe, unter dem dunkellaubigen, duftströmenden Wegegesträuche nieder; über blühende Lantane und Asklepien fällt das zerknitterte Gewand; sie löst das rothe Busentuch und weht der schweissglänzenden Stirne Kühlung zu; halb stützt sich, halb ruht der unter den heissen Athemzügen wiegende Leib. Aus müde-umschleiertem Auge flackert unermüdete Genussbegierde; suchend durchschweift es die Runde; ganzes, vollstes Geben und Verlangen hängt an seinem Blicke; plötzlich aber sprüht es Flammen wildester Erregung, schleudert Hass und Zorn dahin, wohin es eben

seinen freundlichsten Schimmer trug; fest haftet es an einem schwäch-  
 tig gewachsenen, schwarzlockigen Mestizen mit fein gewebter Conija  
 über der Schulter und zierlich geflochtenen Alpargata's an den  
 Füßen; um ein schüchternes hellbraunes Indianermädchen schlingt  
 dieser seinen Arm, und einen Becher süsser Chicha drückt er an ihre  
 sträubenden Lippen. Geschmeidig, wie das Reh ihrer Berge, entwindet  
 sich das braune Mädchen dem umfangenden Arme, — und es  
 dämpft sich das dämonische Feuer im Auge der Mulattendirne;  
 wieder lehnt sie die üppigen Glieder zurück in die blühenden Kräuter,  
 die sie eben noch zornig zwischen den Händen zerrauft. Winkend  
 weht sie mit dem Tucho, und zu ihr nieder unter dem duftenden Wege-  
 gesträuche gleitet schmeichelnd der gelbblasser, schwächig-gewachsene  
 Mestize, drückt den Kopf in den Kleiderwulst ihres Schoosses, und  
 die Hand, die nichts mehr weiss von der zusammengeballten Faust,  
 wühlt liebkosend in den schwarzen, mit duftigem Oele getränkten  
 Locken.

Plötzlich drängt sich ein dichter, kämpfender Menschen-  
 knäuel und ein Chaos von schreienden, lärmenden Stimmen über  
 den Tanzplan; hier kreischende Flucht, dort wilder Zusammenlauf;  
 heulend wälzt sich der kämpfende Ball auf und ab; die Messer  
 fliegen aus der Scheide, Knittel sausen, Blut trieft; hier stieben die  
 Mädchen und Frauen in wildem Schrecken auseinander und drängen  
 sich zitternd, jammernd, weinend und lachend in den sichern  
 Versteck; dort aber nimmt ein Haufe von Weibern, geführt von  
 einer schäumenden Megäre, der Mulattin, die noch eben im ruhigen  
 Genusse ihres Liebblings geschwelgt, Theil an dem Kampfe der  
 Männer; sie drängen sich hinein in die geschlossene Phalanx, stei-  
 nigen den Frevler an ihrer Empfindsamkeit, tauchen die zerrissenen  
 Tücher in das Blut, das von seinen abwehrenden Händen tropft;  
 nur die glücklich bewerkstelligte Flucht rettet ihn vor unberechen-  
 baren Misshandlungen aus den Händen des Hasses und des Zornes.

Noch murrte das Kampfgetöse einige Minuten, wie ein Echo,  
 in den Worten, Geberden und Gemüthern nach; dann, wie gekom-  
 men, ist der Sturm verweht. Mädchen und Bursche schliessen wieder  
 den lustigen Reigen; unter dem duftenden Wegegesträuche lagert  
 wieder in voriger Ruhe, in voriger Genussbegierde die Mulattin mit  
 zerfetztem Tucho; die Musikanten streichen die schnarrenden Saiten;  
 die lustigen Zecher schlagen und singen fröhlich den Takt; Friede  
 herrscht überall; — doch vergessen ist Schuld und Rache nicht;  
 die Vergeltung schläft nur, oder lauert auf den rechtzeitigen Augen-  
 blick; aber die Stunde duldet keine Einbusse des Genusses; denn  
 der Cultus des Cupido ist das Lebensalphabet dieser Augenblicks-  
 menschen; das Schlürfen aus seinen Opferschaalen ihr Lebens-  
 zweck und Lebensziel.

Zur kühlen Wasserschlucht hinab, um die schwüle Wallung des Blutes zu dämpfen, rauschen durch Weg und Busch erhitzte Bacchantinnen mit welken Mienen, trunknen Sinnen, welkenden Flammenblumen im Haar; schon zieht durch das Dämmerdunkel der Leuchtkäfer seine farbig-glühenden Feuerkreise; die Cicaden schrillen, die Wälder tönen, der Thauduft wallt, der geräuschlos kreisende Nachtvogel stösst seine seufzend-ächzenden Klagerufe aus; Stern auf Stern quillt aus der dunklen Bläue auf, und, wie auf Erden durch Luft und Laub und Gras das Spiel der Elateren, so leuchtet durch den dunklen, von Sternenlicht durchflossenen Himmelsraum das feurige Spiel der Meteore. Den ausschwärmenden Sybaritinnen folgen auf leichter Sohle die lauernden Häscher verborgener Freuden, fangen die Flüchtlinge auf halbem Wege ein und leeren die Becher der Lust fern von dem rauschenden Gelage. —

Die Spannkraft des Temperamentes, nur von einem Hebel: dem Genuss getragen, erlahmt nimmer; ein Perpetuum mobile treibt sie den Menschen in ihren Schwingungen auf und ab und hin und her; die Thonarten des Geräusches, die Farben des Bildes wechseln immer unter einer und derselben Triebkraft. So gleitet und schreitet der Mensch unter der Tropensonne übergangslos von der lachenden Lust zu den schwärzesten Gräueln; von den zärtlichsten, wenn auch sinnlichen Regungen zu unerbitterlichem Hass und Rachsucht; aus der heitersten Ruhe und Harmlosigkeit zu leidenschaftlicher Erregung, von den Opferstätten wüstester Gelüste zum Tempel der Gottesverehrung, von Bacchanalien zu den Busspsalmen, von dem Lotterbette des Lasters in den reinen Schooss der heiligen Jungfrau, und wieder aus der Zerknirschung vor dem gegenwärtigen Gotte in der erhabenen Monstranz zum Götzendienste seines goldenen Kalbes; aus der zügellosesten Freiheit und Verleugnung alles Bestehenden in das beengende Ceremoniel, in die Schablone, in die Knechtschaft, in den tollsten Reigen engherzigen Aberglaubens; aus dem Wirbel der Lust und des Geräusches zur einsamen Heerdflamme; von dem überschwänglichsten Stelldichein zur Axt und der nüchternsten Tagesarbeit; von der Trauer zu Trunk und Spiel; von dem lärmenden Spiele zu einem stillen Streifzuge durch den dunklen Wald; aus dem Nachtdunkel und der tiefsten Verlassenheit zurück in den sprühenden Feuerwerkregen und den hellen Fackelschein des Freudenrausches und Lustgelages.

Diese natürliche Spannkraft und Dehnbarkeit des sinnlich durchgährten Gemüthslebens erleidet auch keine Abschwächung durch irgendwelche von aussen einwirkende Einflüsse und gegebene Verhältnisse; nichts hindert die Menschen, in vollen Zügen zu schlürfen, was ihnen Genuss; keine persönliche Abhängigkeit bindet sie; Niemand schreibt ihnen Regeln vor; keine Vorschriften engen ihre Be-

wegungen ein; keine Ungunst des Klimas treibt sie hinter Thor und Riegel, schafft Bedürfnisse, und legt ihnen die bittere Sorge und den Vorbedacht für kommende nahrungslose und wärmeleere Tage auf. Einen Imbiss und einen Zutrunck finden sie überall; überall einen Winkel zum Ausstrecken der Glieder; einige Tage Arbeit schaffen die geringfügige Kleidung für lange Zeit; nie entlaubt der Baum, gefriert die Quelle, sterben die Nahrungsträger der Erde ab; der häusliche Verschluss bietet in der bescheidensten Anlage Schutz gegen Sonne und Regen und den Thau der Nacht. Das Gewissen, das religiöse von der Kirche gemachte Gewissen, setzt den Auslassungen des natürlichen Temperamentes keine wesentlichen Schranken; in dem Schmelztiegel der Ohrenbeichte streift es die lästigen Schlacken des Vorwurfes ab und macht als geläutertes Gold immer aufs neue wieder seinen Kreislauf durch Schlacke und Läuterung; zu den Füßen des gefeierten Heiligen brennen geweihte Kerzen und schlürft die Genussbegierde zu gleicher Zeit; wenn über der süßen Frucht der Sünde nur die Wolke des Weihrauches schwebt, dann sind Götter und Menschen zugleich zufrieden und versöhnt. Natur, Kirche und Verhältnisse, sie alle treten zusammen, um eine Kette sorgloser Lebenstage von dem ersten bis zum letzten Lebenstage aneinanderzureihen.

Daher wird die immer auf den Sinnen schwimmende Seele dieser Augenblicksmenschen nie in feindlichen Gegensatz getrieben zu Glaube, Gewissen, Gesetz, Sitte, Würde und Schicklichkeit; Gedanke und Handlung verstossen nie gegen Grundsätze; Grundsätze überhaupt sind unter solchen Voraussetzungen ganz luftige Theorien, und der Regulator des Gewissens ist das äussere Gesetz, die Form. Denn nach echt orientalischer Anschauung glaubt auch der Occidentale und der aus dem Orient nach dem Occident verpflanzte schwarze Mensch unter dem römischen Hirtenstab mit der äussern Werkheiligung, der äusseren Gesetzerfüllung dem unsichtbaren Autokraten-Gotte genug gethan, dem Zuchtmeister Jehovah den geforderten Frohn vollständig geleistet zu haben. Nach Ableistung dieser Pflichten folgt dann die Einlösung der Rechte, der Lohn für die Arbeit. Mit der feinen Sonde der Moral stellt die durch Dienst erkaufte Freiheit keine Untersuchungen und Uebungen an; keine empfindliche Gewissenswage wägt aus dem Buchstaben den Geist ab. Keine Deutung und keine Auslassung verletzt; nichts ist anstössig, nichts unstatthaft; der Naturalismus herrscht absolut unter der Form, unter der Hülle angeborenen und anerzogenen gefälligen Benehmens; ihm stellt sich keine moralisirende Empfindsamkeit störend in den Weg, noch hat heuchlerische Prüderie über ihn Gewalt gewonnen. Die Bildung und der gesellschaftliche Rang stellt sich unter die Vormundschaft der Etiquette, der grosse Rohteig in dem Gährbottig des Volkes aber duldet und anerkennt keine Bevormundung. Selten

nur versteckt die Maske des Vorurtheils oder der Scheu und des Zartgefühles die wirklichen Züge des Gesichts; nach dem Oben der Gesellschaft etwas spröder und befangener, nach dem Unten derselben ohne Zurückhaltung, lüftet der Naturalismus immer und überall den Schleier, wenn die Genussbegierde sein Gesicht, seine Blößen begehrt.

Die Menschenseele nimmt ihre Stimmungen und Färbungen aus der sinnlich-wahrnehmbaren Welt, denn nur aus Vorstellungen webt sie ihr traumartiges Dasein, und Vorstellungen schafft nur das sinnliche Auge. Diese sinnlich-wahrnehmbare Welt, d. h. die Naturerscheinungen, die unter der Tropensonne eingehen zu dem inneren Menschen, müssen diesen nach ihrer Farbe und ihren Stimmungen prägen, Lehre und Erziehung modifiziren die elementaren Vorstellungen; sie versöhnen und vermählen sogar Natur und Geist in ihrer höchsten und letzten Consequenz; aber die Grundfärbung und Grundstimmung der Vorstellungsempfängnis wandeln sie dennoch nicht um.

Auch die Religionen, die Sitten- und Glaubenslehren, welche die Racen, Völker und Individuen empfangen und in sich aufnehmen, entfalten sich und wachsen nur der Wurzel und dem Wildling angemessen, auf welche sie aufgepropft sind; sie werden, wenn auch von einem Baume geschnitten, dennoch die abweichendsten Früchte reifen. Wie anders doch die Auffassung und die Erscheinung des Christenthumes in den zwei grossen Wurzeln der Völkerfamilien, in den semitischen und in den arischen Völkern! Ja, wie anders die Ausprägung und Ausgabe einer und derselben Glaubens- und Sittenlehre unter den verschiedenen Volksfamilien eines Urstammes! Wie mächtig ist die Menschprägung durch die Natur, dass sie die Menschenprägung durch die Lehre und Erziehung umwandelt nach ihrer Stimmung und Färbung und die Einheit des Gedankens auflöst in eine Vielheit von Gedankenstrahlungen. So wird, was dem einen Volke Sitte und Gesetz, dem andern zur Unsitte, zur Gesetzlosigkeit; was unter dem einen Himmelskreise Zügellosigkeit, unter dem andern Zwanglosigkeit und erlaubte Lebensäusserung; was hier Regel und Grundsatz, dort Barbarei und Zwecklosigkeit. Die Welt liegt in dem eigenen Auge; je kürzer, beschränkter sein Gesichtskreis, desto kleiner und kleinlicher, enger und mangelhafter die Welt, d. h. der Mensch; je weiter, freier, umfassender der Blick, desto grösser, vollkommner, den Schöpfer ehrender und ihm entsprechender sein Geschöpf, dem Gotte ähnlicher das Gottesebenbild.

Die Uebertragung seiner eigenen Schicklichkeitsgefühle und der Ansprüche des eigenen Zartgefühls auf den Anderen, wie es dem Menschen von Erziehung und Bildung nahe liegt, ist unangebracht und zwecklos dem unbeschnittenen Naturalismus gegenüber, denn

hier ist für jene Rücksicht und jenes Bedürfniss durchaus kein Verständniss vorhanden. Daher hat die sittliche Entrüstung dort auch gar keine Berechtigung, wenigstens ist ihre Aufwallung fruchtlos; denn, wo das Bewusstsein einer Schuld fehlt, da ist im Grunde keine Schuld. In diesem Zustande der Naturwüchsigkeit gränzt Glück und Elend hart aneinander; denn glücklich ist der Mensch, der sich leicht und unbefangen von der kurzen Welle des Lebens tragen lässt; aber elend, der niemals ihre Tiefen ergründet; — glücklich der Mensch, der den Zweck seines Daseins mit helleren und frischeren Augen, als mit der Brille Schopenhauerscher Philosophie betrachtet; aber elend, der sich über den Daseinszweck überhaupt gar keine Rechenschaft ablegt; — glücklich endlich, der das Ziel des Lebens nicht zu weit und zu hoch über alle menschliche Leistungs- und Fassungskraft hinaussteckt; aber elend, der ohne alles Ziel umhertreibt. So ist das Menschenleben unter der Tropensonne ein Gemisch von Glück und Einbusse, von Genuss und Verzicht zugleich.

Jedoch, mögen nun genug der Szenen und Bilder, genug der Strahlungen der Menschenseele an unserem Auge vorübergegangen sein. Nach aller jener zuckenden Unruhe verlangt der an geordnetes Denken gewohnte Mensch nach Ruhe und Sammlung, sein überreiztes Gemüth aus dem Chaos der Stimmungen zu einem Einklange der Stimmungen zurück. Der beobachtende Gast sucht die Stille der Natur auf; ein schmaler Pfad führt durch dunkellaubige, tief-schattige Kakaopflanzungen an den murmelnden Waldbach, aus welchem ein künstliches Wasser-Netz tränkend über die Wurzeln der ununterbrochen Früchte reifenden Bäume geleitet wird. Unter der breit auseinandergezweigten Laubkrone eines sogenannten Cederbaumes füllt der Bach ein rundliches Becken mit durchsichtig klarem Wasser aus. Die Kunst mit allen ihren Genien und Hilfsmitteln vermag kaum ein verlockenderes Bad zu schaffen, als die Naturwerkstätte der Tropenerde mit ihren anmuthigen, üppigen, nimmer welkenden Reizen. Aber über diesem Bade, in welchem die fremden Herren des Landes und Eigenthümer des Bodens seit nun schon langen Zeiten ihr in der Tropensonne heiss gewordenes Blut gekühlt, schwebt und mischt sich mit den Reizen der Natur noch der Zauber der Sage; das leicht flüsternde Fiederlaub des Cederbaumes erzählt von dem ersten Blassgesichte, das unter seinem Schatten geruht, als um ihn her noch dichter Urwald seine Schatten breitete; — von den Kindern der Sonne, welche die Gastfreiheit und dargebrachten Opfergaben des huldigenden braunen Mannes mit der Schneide des Schwerdtes vergolten; — von dem Würgengel der blanken Conquistadorenhre und der dehmüthigen Religion der Liebe; — oder von dem schwanen-

weissen Frauennacken aus Castilien's Burgen und Sevilla's Gärten, den im lauschigen Bade die kühle Welle umschlungen; oder von den Sklavenhänden, welche, in ferner Sonne schwarz gebrannt, die Urwaldriesen einer fremden Erde zu Boden gestreckt und den ersten Kakaobaum aus seinem wilden Gehege in das veredelnde Gartenland gepflanzt, unter dessen tränkenden Quellen und züchtender Hütung er ohne Aufhören gold- und silberschwere Früchte reift.

Hier sind die stolzen Wappen, die ihre Kronen und Machtsymbole in das Blut geschlachteter Völker tauchten; die Throne zerschlagen, welche sich, wie schillernde Pilze, reich und kräftig sogen aus dem Verwesungshumus der braunen Menschenleiche; und über den schwanenweissen Nacken aus Sevilla's Gärten und Castiliens Burgen hauchte das schwarze und braune Sklavengesicht rächend seinen dunklen Schatten, — zum Fluche und Verderben der Kinder und Kindeskinde bis auf den heutigen Tag und noch viele ungezählte Tage hinaus.

In das Flüstern des Cederbaumes mischt sich ein eigenthümlicher Ton; räthselhaft berührt er das Ohr, — wieder und wieder gleitet er traumartig durch die dunklen Laubengänge der Kakao-pflanzung. Langsam nähert er sich; aber ungewiss und deutungslos, aus geheimnissvoller Quelle; deutlicher klingt er aus; — es ist in der That ein Menschenlaut, aber ein Laut, der sich aus einer Seele verloren, durch den Schatten irrend, die Seele wiedersucht, die ihn geboren. Das Gebüsch thut sich fast geräuschlos auseinander, wie dem Winke einer unsichtbaren Macht gehorchend; ein rother Streif schimmert durch das Laub, der Streif wird zu einem Frauengewande, aus dem Gewande reckt sich eine Gestalt empor, und starr, glanzlosbrennend, von lachender Wuth getragen, bohrt sich das Auge unheimlich in den Blick des Fremden ein.

Erschütterndes Bild! Wahnsinn starrt aus den Augen, den Zügen, der ganzen Erscheinung; er schuf jenen räthselhaften, verloren-irrenden Ton, der die Seele nicht wiederfindet, aus der er entflo. Die hohe, dürre, ausgereckte Gestalt mit schwarzbraunem Gesichte scheint in den Boden gewurzelt; das grauweisse Haar liegt wie ein verworrenes Knäuel auf dem Kopfe; dunkle Blätter und leuchtende Blumen hängen lose in diesem Haarwulste; schillernde Käfer, die darin versponnen, setzen es in eine zitternde Bewegung, wie dürres Zittergras um das geschwärzte Gestein schattenloser Einöden flirrt. Blusenartig hängt das schmutzig-rothe, zerfetzte Kattungewand von der einen Schulter bis zum Knöchel herab; der Gurt einer langen Messerscheide schürzt es um die Hüften zusammen; die andre Schulter hat alle Hülle abgeworfen; die Füße sind unbe-schuht, schmutzig, zerrissen. Die eine Hand trägt einen langen Stab, länger, als das Weib gross ist, und die andre Hand umkrallt

eine jener zahllosen kleineren Nattern, die das Gebüsch durchschleichen; das Reptil ringelt sich, halb erstickt und in Todesangst, um den nackten Arm. Immer noch unbeweglich ausgereckt steht die Gestalt; die alten, tief gefurchten Züge verharren regungslos wie in Stein gemeisselt; das scharf-sinnlich geprägte Gesicht trägt eine in ihrem Ausbruch erstarrte Mischung von Schreck und Entschlossenheit, Begierde, Hass und Wuth; die Augenhöhle liegt tief eingedrückt, einem erloschenen Krater gleich, unter dessen gefrorener Schlacke noch die Lava glüht.

Unter den Völkern niederer und unterster Kulturstufe ist Wahnsinn eine seltne Erscheinung; aber so selten, so erschütternd ist ihr Eindruck, während sie unter den in der Zucht der Civilisation aufgewachsenen Völkern alle Charakter-Merkmale der Gesellschaft, deren Schooss sie erzeugt, an sich trägt: — die tiefe Zerklüftung, Zerrissenheit, Zerfahrenheit des geistigen Wesens, die Mischung von Glanz und Elend, tiefster Abspannung und heisser Ueberspannung, das verummte Spiel der Verstellungs-, Vorurtheils- und aller Balancirkünste des grossen Carnevals auf dem Markt des Lebens, die tiefen Störungen der auf schiefer Ebene gegen einander streitenden Gegensätze, die Entäusserung der Mutterrechte der Natur und den ganzen Gährungsprozess der Hyperkultur und Barbarei; — bringt sie unter jenen Völkern die Entfesselung der ungezügelten und herrschenden Natur in ihrer höchsten Ausschreitung und ihrem ganzen Gewichte erschütternd zum Ausbruche. Dort in dem Schoosse der modernen Gesellschaft ist der Anblick des Wahnsinns bejammernswürdig, unendlich niederdrückend und — — schlägt in dem eigenen betrachtenden Ich nur zu unheimlich-verwandte, beunruhigend-wiederhallende Klänge und Stimmungen an; hier, in dem nackten Naturalismus ist er eine groteske Erscheinung, gleicht er einem plötzlich losgelösten, unaufhaltsam niederrollenden, allen Widerstand zermalmenden Lavinsturze, dem jählings hinrasenden, Laub in Asche wandelnden Prairienbrande; es ist eine Kyklopenfaust, die das Werk des Schöpfers packt und in die Nacht des Todes schleudert. Selten nur sind physische Störungen, — wohl nie das langsam ätzende Gift socialer Missstände, fressender Kummer und Gram und nackte Noth die Ursachen des Wahnsinns, sondern gewaltsame Gemüthserschütterungen: jäher, plötzlicher Schreck, niederschmetternde Furcht, Excesse der Rachsucht und Liebe, und die gewaltsam aufgewühlten Leidenschaften der ungebändigten Natur führen den Ausbruch plötzlich herbei.

Der Blödsinn, welchen man häufiger findet, als Wahnsinn, hat mit seelischen Affecten nichts gemein; der Cretin bringt seine Krankheit oder die Anlage dazu entweder als Mitgift der Geburt mit in's Leben, oder sie entsteht in Folge organischer Störungen durch



schlechte Ernährung, Vernachlässigung der Kindespflege, als Erbschaft von Eltern oder Voreltern oder steht in Verbindung mit anderen physischen Missbildungen, wie Kropf u. s. w.; ihn schuf die Psyche nicht.

Wie die Entstehungsart, ist auch das äussere Gepräge des Wahnsinns; der gewaltsame Vorgang, der das Bewusstsein umschleierte, ist mit ehernen Griffeln in das Angesicht geschrieben; die Psyche erstarrte in der Miene; keine convulsivisch, ruhelos in chaotischem Wirrsal durcheinanderzuckende Beweglichkeit der Muskel- und Gedankenfiber, wie sie die vielköpfige Hydra der modernen Gesellschaft den Ausgestossenen als Merkmal auf die Stirne drückt, verwischt das im Gusse des Affektes erstarrte Bild.

Um den Eindruck zu beobachten, welcher die Erscheinung des Wahnsinns auf den natürlichen Menschen macht, wie das leichtlebige, aus allem Blut gemischte, durch jeden Anstoss leicht bewegte, in wilder Freiheit aufgewachsene Volk das vom Menschen getragene tiefste Elend behandeln, etwa misshandeln möge, eilt der Fremde aus seiner eigenthümlichen Lage der Wahnsinnigen vorauf, nachdem sie, wie sie gekommen, mit demselben eintönigen, singenden Laute wieder in dem Gebüsch verschwunden ist. Sie erscheint, wie unter dem stillen Cederbaume so hier auf dem lauten Vergnügungsplatze. Doch man darf in dem wilden und halbwildem, dem im Naturalismus gebundenen Menschen keine zarte Regung und Empfänglichkeit für das Ungewöhnliche, für die erhabenen Charakterzüge, für die zarten Klangfarben der Schöpfungserscheinungen voraussetzen, wie sie der in der Civilisation verzärtelte und feiner organisirte Mensch empfängnisvoll in sich aufnimmt; ein nach unserem Sinne Ergriffensein des Gemüthes von äusseren Eindrücken kennt er nicht. Es nahm das versammelte Volk so wenig Beachtung von der Unglücklichen, wie diese von der Welt um sie her; es machte sich aber auch nirgends cynische Misshandlung oder rohe Verspottung breit; überall nur schweigsames, selbst rücksichtsvolles Ausweichen; hier einige scheue Blicke oder ein leichtes Achselzucken, dort ein mitleidiges oder gleichgültiges Wort oder das alberne Grinsen eines Negers; kurz, die Theilnahme, die der Gegenstand erweckte, zeigte sich mehr in scheuer Zurückhaltung und in gleichzeitigem oder mitleidvollem Ausweichen als in Furcht, Verhöhnung und Misshandlung, den gewöhnlichen Eindrucksäusserungen der rohen Menge der civilisirten Welt. Dem Naturmenschen ist das Aussergewöhnliche gleichgültig oder es imponirt ihm; der Culturmensch auf Markt und Gassen verlacht oder verachtet das Aussergewöhnliche, wenn es ihn nicht die Wucht des Uebergewichtes empfinden lässt; jener betrachtet mit religiöser oder abergläubischer Scheu, was dieser mit dem Besen der profanen Weltklugheit als altes Gerümpel aus dem Wege kehrt.

So der Mensch unter der Tropensonne in Lust, in Leidenschaft; der ganze Gluthauch seiner Lebensatmosphäre athmet aus seiner Seele; schäumende Wellen — und doch wechselnde, heitere Ruhe; Sturm — und doch schwankungslose Gleichmässigkeit liegt auf ihrem Spiegel; denn Sturm und Wellen treiben nur die Oberfläche und stören daher nicht das Gleichgewicht, die Gleichmässigkeit, die Ruhe des Grundes und des allgemeinen Stimmungsniveau's. Betrachten wir nun die Kehrseite der Medaille, hinter dem Gepränge der Lust und Leidenschaft das Bild von Tod und Grab. In Gegensätzen bewegt sich das menschliche Dasein auf und ab; die entgegengesetztesten Laute und Aeusserungen geben uns den Schlüssel zu dem wahren Verschlusse des Wesens. Nur der durchgeistigte Mensch giebt diesen Schlüssel nicht fort; er hat anscheinend die Gegensätze aufgelöst; aber unter dem Hauche des Geistes stirbt auch der Elementarmensch, das natürliche, das offen gelegte Wesen ab; die Ueberwindung der Natur gönnt der Psyche keine Freiheit und keine Offenbarung mehr, — das spähende Auge lauscht vergeblich ihrem Fluge nach, bis endlich in der höchsten Potenz der Vergeistigung, in der gänzlichen Entbindung des Geistes aus der Natur auch die Materie fällt und nur noch Geist im Geiste bleibt.

Der Uebergang von der untersten zu dieser höchsten Potenz, von dem durch die Natur gebundenen zu dem gänzlich aus der Natur entbundenen Geiste muss ein unendlich schrofferer, oder durch unbekanntes Zwischenstufen vermittelter sein, als dort, wo die Durchgeistigung schon eingesprungen, eine theilweise Lösung schon begonnen hat. So muss denn die Lebensäusserung des Naturalismus, getragen überdiess noch von der einflussreichen, wirkungsmächtigen Kraft der umgebenden Naturerscheinungen in einem ganz andern Grade sinnlich gefärbt, seelisch bewegt, masslos treibend, glühend verzehrend, schrankenlos fluthend sich freimachen, als in dem durchgeistigten Wesen, das überdiess nur von einer mässig einflussreichen und trüg wirkenden, die innere Gestaltung nicht berührenden und bewegenden äusserlichen Kraft getragen wird. Es muss denn auch der Aeusserung des einen Wesens dem andern Wesen unbekannt und unverständlich bleiben; wollte sich aber das Unverständnis über Unverständenes zu Gericht setzen, so könnte nur Selbstbetrug das Resultat seines Erkenntnisses sein. Hier leiten andere Kräfte und Triebe, wie dort, und jede subjective Anschauung ist das Product einer besonderen Kraft, anders dort, wie hier.

Unser Planet trägt ausser dem Menschen keinen andern beseelten Organismus, der eine ihm gleiche Elasticität aller verliehenen Kräfte zeigt; keiner ist so, wie er, geeignet und mit weisem Bedachte angelegt, die entgegengesetztesten physischen Einflüsse zu ertragen, wie die entgegengesetztesten seelischen Schwingungen in sich aufzunehmen,

fortzupflanzen, umzustimmen und auszugleichen. Jedoch, so elastisch der Mensch auch überall, wo die Erde die Schläge seines Herzens vernimmt, so verschieden ist doch, je nach dem Drucke auch diese Elasticität, seine Resonanz gebaut, welche den Stimmungsanschlag der umgebenden Kräfte in ihm und aus ihm wiederhallen lässt. Anders tönt sie, wo nur matte, dumpfe, schwingungsarme Laute auf sie fallen, als da, wo ein heiss-glühender Lebensodem alle Saiten in die volltönendste, klangfarbenreichste Schwingung treibt. Anders denkt, fühlt, handelt und begehrt der Mensch in der Schneehöhle arktischer Regionen, als unter dem Palmendache der Tropensonne; unter den unbeständigen, unwirschen, farblosen Naturerscheinungen der gemässigten Breiten, als unter der wechsellosen Gleichförmigkeit und dauernd heiteren Ruhe der Naturerscheinungen innerhalb der Sonnenwende.

Uns, innerhalb der gemässigten Zone, ist der Wechsel der Erscheinungen so alltäglich und gewöhnlich, dass uns dieser Wechsel Gesetz und Regel geworden für alle unsere Vorstellungen, Einrichtungen und unsere innere Stimmungswelt; unter unserer Sonne ist kaum ein Tag wie der andere; eine Jahreszeit verdrängt die andere; eine überwältigte Kraft weicht der neuen, bald wieder überwältigten Kraft; jede Jahreszeit selbst durchläuft wiederum ihre eigenen Phasen mit jedem Wochen- und Mondwechsel; die Unbeständigkeit des Klima's gestattet nicht einmal einen Witterungsschluss vom Vormittag auf den Nachmittag, jeden Sonnenstrahl schlürfen wir ein mit der Begierde eines Dürstenden, weil wir das Bewusstsein in uns tragen, dass der nächste Augenblick ihn uns schon wieder entziehen kann. Ja, selbst das unvergängliche Gestirn am Himmel, unsere Tagsonne, steht bald leuchtend und glühend am Himmel über unserm Scheitel, bald streift es bleich, kalt und glanzlos im tief geneigten Sehwinkel kaum noch unsere abgestorbenen Fluren. Wir sind also wohl angelegt, die verschiedenartigsten, wechselndsten Eindrücke zu uns eingehen zu lassen; ob sie auch unsere Sinne einschläfern und die Psyche frostig anhauchen, wir sind mit ihnen vertraut geworden, und selbst aus den gedämpften Klangfarben können sich Melodien ablösen, die wir lieben und nach welchen wir unsere eigene Tonkala stimmen. Der Wechsel der Dinge ist unsere schwere, dicke, aber eigenthümliche Lebensluft.

Wie anders der Mensch unter der Tropensonne! Jeder Wechsel überrascht ihn, reisst ihn aus Regel und Gewohnheit seiner Vorstellungen, seiner Stimmungswelt; denn über seinem Scheitel wandelt und wechselt das Gestirn weder sein Licht, seine Gluth, noch kaum merklich seinen Glanz; der eine Tag kehrt wieder, wie der andere war; die Jahresperioden, erhöhter und verminderter Saft und Kraftzuffuss gehen und folgen einander ohne wesentliche Abweichun-

gen, übergangslos; die grossartige Gleichförmigkeit der Naturerscheinungen schafft keinen Wechsel der Eindrücke, haucht die Psyche immer heiter, warm und gleichmässig an; nur durch kurze Intervallen verdichtet sich die dunstlose, durchsichtige Atmosphäre und hemmt den freien Durchgang des Blickes durch den Raum, der sonst nie dem Auge das rollende Weltall entzieht, seinen Zusammenhang mit ihm niemals scheidet und loslöst; aber auch diese Perioden des Witterungswechsels tragen wiederum in sich ihre ihnen eigenthümliche Gleichförmigkeit; täglich ruht das Auge auf Blatt, Blüthe und Frucht, den Wahrzeichen unversiechbarer Fruchtbarkeit und Lebensfülle; der ewige Sommer seiner Erde wiegt den Menschen ein in sorglose Sicherheit, fröhliche Zuversicht, leichte Lebenslust und ungeübten Genuss des Augenblicks.

Fast könnte ein solcher Anblick der Tropenschöpfung die Frage nahe legen, ob denn das organische Leben daselbst in aller seiner Fülle und beständigen Kraftäusserung eine ewige Dauer habe? Ob die Natur, oder — um auch mit theologischen Zungen zu reden — die Sünde dort nicht die Geissel des Todes schuf? Eitle Frage, — denn in jener wechsellosen und anscheinend unvergänglichen organischen Lebenskraft und Fülle hausen Tod und Vergänglichkeit in stürmischer, unersättlicher Hast. Endlos zieht 'der Heerwurm der Vernichtung über das Leben hin; überall und immer schreitet die Vergänglichkeit mit Riesenschritten aus; nur ein ewiges Verschlingen und Wiedergebären ist die rastlose Arbeit der Tropennatur. Aber die Zerstörung arbeitet unter dem permanenten Verlaufe der Neubildung; um die stürmische, unersättliche Vernichtung und Vergänglichkeit hüllt der dauernde Bestand, das im ewigen Werden wechsellos bestehende den Mantel der Unvergänglichkeit; der überschwängliche, nie ruhende Ersatz des abgängigen Stoffes macht Hinfall und Tod den Sinnen gar nicht wahrnehmbar. Unter ihrer wandellosen Jugend versteckt die ewig schaffende, sich ewig in Blüthe und Frucht kleidende Natur das Altern und Absterben ihrer Schöpfungen; sie entzieht dem Auge des Menschen den Anblick der Ruhe, der Erschöpfung, der Erstarrung, der Verwesung durch die sie durchdringende und ihr innerstes Wesen umhüllende Lebensfülle und Erscheinungsbeständigkeit. Ihre äussere wandellose Erscheinung nur, nicht aber ihr inneres unsichtbares Wirken und Weben geht zu den Sinnen und dem Bewusstsein des Menschen ein und spiegelt sich in seiner Seele wieder. —

Wir treten ein in die Stadt, die an den Fuss der Cordillere lehnt; der Gebirgsstrom durchrauscht das warme Thal, üppiges Grün und unversiegar-schwellende Frucht breitet sich über seine fruchtbaren Ufer; in der überschwänglichen Fülle des Lichts wiegen Palmen ihre mächtigen Kronen; glühender Farbenduft umkleidet alle Gestalten

der Erde; das schillernde Gefieder der Psittaceen streicht durch den heissen Duft der Lüfte, und aus den flammend-rothen Blumen der Erythrinenbäume nascht schwebend der funkelnde Kolibri und der stahlblau-schillernde Schmetterling den süssen Honigseim. Hinüber über den rauschenden Strom, wo die einsame Hütte hinter bergenden Schilfgräsern eingebettet liegt in den weichen Ufersmaragd, jauchzt der braune Conuquéro seinen Morgen- und Abendgruss; ein rothes Tuch, welches das schlanke Chamamädchen von dem Busen löst, wehet und winkt den jauchzenden Gruss über die schäumenden Wellen zurück, und leicht trägt es der unbeschuhete Fuss den gewundenen Pfad zur Schlucht hinab, wo unter dem Schatten des Brodfruchtbaumes die nie erstarrende silberne Quelle sprudelt und wo es die Calebasse mit frischem, klarem Wasser füllt. Unter nickenden Farn und flüsternden Schirmblattpflanzen steht das Mädchen und schaut dem braunen Burschen nach, der die Feldfrüchte auf belastetem Thiere feilbietet in den Strassen der Stadt; festliche Gewänder schimmern und prangen in dem glühend-leuchtenden Abendstrahl; geschmückte Frauen und weiss gekleidete Männer, Reiter und Fussgänger drängen zu dem allabendlichen Corso, welchen keine Jahreszeit von Strassen und Plätzen und aus dem leicht-luftigen, sommerlich-schmückenden Kleide scheucht. Das Messglöcklein klingt zu den Bergen hinan und ruft zu den Häusern hinein, wo zwischen blühenden Stauden und Ziergesträuchen in offener, luftiger Galerie träumerisch die Hängematte schaukelt. Im schweren Prachtgewande und das edel geformte Gesicht vom seidenen Shawl umschlungen, schreitet in stolzer Haltung die Señora durch das Kirchenportal; vor den Stufen des Altars rauscht sie auf den Teppich nieder, welchen die schwarze Magd zu ihren Füßen ausgebreitet. Und drüben und hüben, um Hütte und Stadt und allüberall lacht es aus Himmel und Erde in das Menschenauge, und das Menschenauge lacht zurück in die lachende Welt; leicht hebt sich der Flug der Gedanken über den fröhlichen Schimmer, und nie zieht ihn die schwere, leere Bettlerfaust der licht- und farblosen, der kalten, fruchtlosen Oede aus seinen leichten Bahnen nieder.

Da klimmt ein schwarz-gekleideter Reiter auf keuchendem Maulthiere den gewundenen Pfad zur Hütte hinan, — und in den Strassen der Stadt weicht der muntre Corso scheu einem schallenden Glöcklein aus. Hier liegt das Volk auf den Knien vor dem heiligen Sakramente, das der Priester unter purpurrothem, goldumfranzten Schirmbaldachine der letzten Noth zur Tröstung bringt; dort unter dem Palmestrodache harrt des schwarzen Reiters ein vom Tode angehauchter Mensch, der bange nach der letzten Oelung lechzt. Dort: hinter den flüsternden Farren und Schilfgräsern, hier: unter dem flammend-rothen Erythrinenbaum schwirrt plötzlich aus der

wechsellosen Himmelsbläue, der wandellosen Gegenwart der scharfe Pfeil des Todes nieder; der Wechsel der Dinge wirft plötzlich die Maske der Unvergänglichkeit, des ewigen Bestandes ab.

Roma's Krieger und Germania's freie Mannen bargen entsetzt das Angesicht unter das Schild, wenn die Sonne am hellen Tag zu schwinden drohte; — Kinder und Weiber aber einer andern Zeit betrachten dasselbe Phänomen mit neugierigen Augen, und Zwerge und Schwächlinge gar lächeln ob der Furcht der alten Hünen. So ruhig und gleichgültig wohl betrachtet ein Volk den Wechsel der Dinge, das täglich an diesen Anblick gewöhnt worden, wie auch der Mensch, dessen durchgeistigte Seele über das Sinnen- und Augenblicksleben emporgetragen ist. Aber unter jener wechsellos-gleichförmigen Erscheinungswelt und der Alleinherrschaft des Naturalismus ist auch eine stärker angelegte Kraft nicht gewappnet gegen das plötzliche Verschwinden der Sonne am hellen Tag, gegen das Doppelgewicht des Wechsels und der Unwandelbarkeit, gegen die plötzliche Entlarvung der Vergänglichkeit aus dem ewigen Bestande der Dinge.

Unmerklich, wie die Stunden und Tage um das Sonnenjahr, kreisen auch durch die periodenlose Zeit periodenlos die Lebensjahre um das unverrückbare ewige Heute. Plötzlich Stillstand und Vernichtung, wo nichts die Gedanken und Betrachtungen auf die Vergänglichkeit hinleitete! Unter diesem plötzlichen Umsturze der Gewohnheit, von Regel und Gesetz wird das Gleichgewicht gänzlich erschüttert, und Unsicherheit lähmt den Schritt, der sonst schwankungslos seinen Weg gegangen. Das Gemüth wird aus allen Fugen gehoben, das immer durch seine Sorglosigkeit sorgfältig gehütet war vor allen Schwankungen, und weder nach aussen, noch nach innen findet es Halt, Zuflucht und Rettung, da es niemals seine Kräfte durch Uebung und Anstrengung gestählt, niemals gelernt hat, aus gestörtem Gleichgewichte das Gleichgewicht zurückzuführen. Zitternd, aufgescheucht aus seiner gleichförmigen Ruhe und Heiterkeit, heimathlos flattert der Gedanke umher in der fremden Sphäre zertrümmerter Vorstellungen, wie ein aus dem Lichtstrahlenbündel in das Dunkel verirrter einzelner Strahl keine Ruhe gewinnt. Die Seele erstickt in ihrer eignen Gluth, — der Geist schlug keine Brücken über ihre verzehrende Gewalt. Der Schmerz wird von der Furie der Verzweiflung fortgerissen; jede Hülle wirft er in Fetzen von sich und zeigt sich in jener scheu- und schamlosen Blösse, welche dem durchgeistigten Menschen Abscheu einflösst. Die Brandfackel fiel in das dürre Steppengras, sie zündete und — — — Flamme, Gluth, Asche; — darauf der Thau einer Nacht, ein löschender, durchfruchtender Strom aus mitleidiger Wolke, — und die Gräser keimen wieder, und die Aschendecke von gestern schmückt sich heute

mit Laub und Blumen. Die ewig kreisende Neugeburt, das im ewigen Wechseln und Werden wechsellos Bestehende schüttet lachende Blumen als Bahrtuch auf die Verwesung; das hinfallende, absterbende Geschöpf versinkt wahrnehmlos in den Schooss der rastlos schaffenden Schöpfung; ihre hellen Laute schlagen hell an die Sinne, ihre ewige Jugend lacht sich schmeichelnd ein in das Menschenauge; und der treibende und getriebene Augenblicksmensch denkt unter dem Blumenschosse nicht mehr des Schosses, der ewig verschlingt; das Gedächtniss und der Gedanke sind Kinder der Seele, die ihre Farben und Stimmungen aus der Aussenwelt trinkt, die nicht hinabsteigt in die Tiefen des Geistes, aber hinauf und hinausflattert zu den Sinnen, durch welche die wechsellose Aussenwelt wieder ihr wandellooses Bild in ihren geglätteten Spiegel wirft. Ewiges Leben umgiebt sie, nimmt sie aus der Umgebung in ihr Bewusstsein auf; sie vergisst, dass das sinnliche Organ, das sie trägt, sterben muss; aus keiner Erscheinung tritt der Tod mahrend an sie heran; er schwingt nicht unausgesetzt und über alles Leben seine sichtbare Sense; man sieht kaum eine abgestorbene Pflanze, einen kahlen Baum; und wenn er ruht, und er eingetreten ist in eine Periode des Sommerschlafes, fallen doch die alten Blätter nicht eher von ihm ab, als er wieder eingekleidet steht in seinem neuen Laub- oder Blüthenschmuck. So kehrt auch das Gemüth unter den beständigen, gleichförmigen Eindrücken der Aussenwelt wieder aus allen Erschütterungen in das schwankungslose Gleichgewicht zurück, und sieht sich, wenn es aus seinem Todesschlaf oder Todestraume erwacht, bereits wieder eingekleidet in das neue fröhliche Lebensgrün.

Aber nicht in der Stadt, nicht unter dem Palmenstrohdache kann der sterbende Mensch in Stille und Ruhe sein Auge schliessen; der Grund, der alle Vorstellungen, alle Gewohnheiten, allen Zusammenhang des Lebens getragen, ist eingestürzt; die Verzweiflung schreit durch das Sterbezimmer, und der Reiz des Aussergewöhnlichen ergreift den leicht beweglichen Sinnenmenschen und füllt die Räume des Schreckens mit Neugierigen und Unterhaltungsstüchtigen an. Das Haus, welches der Priester mit den Sterbesacramenten betreten, ist von der Stunde an in eine mystische Sphäre gerückt. Die ganze Umgebung wird in dieselbe hineingelockt mit dem Gefallen an das wollüstige Grauen vor dem unbekanntem Aussergewöhnlichen, wie es die Kinder überkommt, wenn sie Gespenster an die Wand malen und sich doch fürchten. Aber über den engsten Kreis der Betroffenen geht die Mittrauer, die Mitleidenschaft nicht hinaus; der natürliche Mensch lebt nur dem Augenblicke, der ihn selbst trägt und hält, sieht nur den Abgrund, vor welchem er selber steht, nimmt nur den Wechsel der Dinge wahr, der ihm in das eigne Auge starrt. Was kümmert sich der immergrüne Wald um den

einen Baum, ob er lebt, ob er stirbt, und dieser wächst und blüht oder ruht unbekümmert um das Treiben seiner Nachbarn um ihn her. Der Wegfall eines Menschen ist wie der Hinfall eines Blattes von dem Baume; nur der Stiel allein, an dem es gesessen, weiss von seinem Hinfalle.

Die Sammlung und Tröstung in sich selber liegt dem Vermögen und der Vorstellung des Menschen fern, der immer nur aus sich heraus, nie in sich hinein gegangen ist, dessen Seele nur auf den Sinnen schwimmt, nicht die Zucht des Geistes kennen gelernt hat. Aufruhr ist das Signal des Augenblicks, — und dieser Aufruhr soll fortstürmen, auch wenn die Kraft des Leidtragenden unter seiner Aufreibung erschöpft ist; er wird ein Tribut an den Augenblick und an den Tod, dessen plötzliche Erscheinung ihn hervorrief; er wird ein Opfer für den Todten, Form, Ceremonie, Ritus der Trauer um den Todten. Die Ruhe, die stille in sich gehende Trauer, die einsame, stille ergebungsvolle Hingebung und Tröstung ist verpönt als Kürzung der Naturrechte, als Schmälerung des Tributes und Opfers, als Fälschung der Ceremonie und des Ritus; denn jede Mässigung steht dem sinnlichen, extravaganten Temperamente gegensätzlich entgegen. Thränen und Klagen und Aufruhr der Leidenschaften lassen sich aber nicht immer gebieten, und der Schmerz, der am tiefsten wühlt, leistet der richtenden und observirenden Welt meistens den geringsten Gehorsam. Die Form und Etiquette, die zur Sitte geworden, verlangen aber Gehorsam; so muss denn das Uhrwerk der gemachten Klagen und ritualen Gebete aufgezogen werden durch gedungene Klageweiber und lebendige Gebetmaschinen. Das äussere Werk soll gethan sein, — gleichviel, ob durch eigne oder fremde Kraft.

Drei Mächte sind es, die den Menschen bestimmen und beherrschen: Natur, Religion und Wissenschaft; die Kunst ist eine Tochter dieser Freiheit. Unter jenen tropischen Völkerschaften ist die Wissenschaft (das Wissen, die Kenntniss) ein Besitz nur eng geschlossener Kreise; die Menge steht allein unter der Herrschaft der Natur und Religion, d. h. der Kirche. Diese, die Kirche, tritt den Spuren der Natur nach, tritt sie weiter aus; die Natur ist eine Schranke gegen den Geist: die Kirche will diese Schranke und wirft sie auf gegen den Geist; sie will für ihr Regime Sinnen- und Gefühlsmenschen; sie will nur Seelen, nicht Geist, — dem Geist die Seelen abgewinnen. Daher geht sie ein inniges Bündniss, trotz ihres Glaubenskrieges gegen den natürlichen Menschen, mit dem natürlichen Menschen, dem Naturalismus ein. Wie die Aussenwelt ihr wechsellos heitres, lachendes Bild durch die Sinne in die Seele wirft und die Seele nur ein Wiederhall der natürlichen Anklänge ist, so hält auch sie, die Kirche, ihren Einzug in die Seele mit sinnlichem



Gepränge, sinnlichen Festen, sinnlichen Freuden und Stimmungsbildern und unversiegbaren, alle Schrecken und Flecken überwuchernden Tröstungen. Aber nicht ungestüm legt sie ihr heilendes Pflaster auf die geöffneten Wunden; sie geht mit ihren sich in's Herz schmeichelnden Tröstungen parallel den allmählig umstimmenden und Asche in Blatt und Blumen wandelnden Einflüsterungen der umgebenden, ewig jugendheitren Naturerscheinungen; sie vermeidet den Conflict, die Mischung ungleichartiger Elemente, um widerstandslos feste Wurzel zu schlagen. Der Tod, der Wechsel der Dinge, bricht herein mit seiner Störung des schwankungslosen Gleichgewichtes; die Fackel des Aufbruches lodert hinein in die Gegenwarts-Sekunde: — und die Kirche wirft in diese Sekunde den Seelenbrand des Fegefeuers; — die Gluth des Aufbruches wirft ruhelos ihre sengenden, züngelnden Flammen umher: — und die Kirche zieht das Menschenherz in die verzehrende, ruhelose Mitleidenschaft der übersinnlichen Flammenläuterung, der Seelenpurification hinein; die Gluth ver Raucht: — und die Kirche lässt aufgehen die Sonne der Glorification; in Gras und Blumen kleidet sich die Asche: — und allen Sinnen öffnet die Kirche ihre Blumenfeste und die Himmel alle, die sie zählen mag.

Nur das Mutterherz, obgleich oder weil von dem mächtigsten und unbezwinglichsten Naturtriebe geleitet, trotz, wenn es aus Wunden blutet, der Blumennarbe, welche alle bloss gelegten Wunden in rastloser Hast leicht und gefällig überwuchert; denn seine, aus der Natur allein geborenen Triebe und Kräfte gleichen, vom Aufbruch ergriffen, jenen uneindämmbaren Kräften der Natur, die, ihrer Fessel enthoben, keiner Hand sich fügen, alles Leben, das sie erfassen, mit der Wurzel aus dem Boden reißen. Da muss denn für dasselbe ein eigner, unmittelbar wirkender Balsam erfunden und gefunden, und direkt zur Unterbindung der unvernarbenden Schlagader geschritten werden. Wenn der Tod den kleinen Liebling geküsst hat, dann kommt die Kirche mit allen Jubelchören und dem ganzen strahlenden Bilderschmucke der sinnlichen Vorstellungen, lässt die Freude der seligen Geister wiederhallen auf Erden, dringt mit dem betäubenden Jauchzen der Fiedel und Clarinette, der Cimbeln und Pauken in das wehklagende Mutterherz: — denn, so ruft sie aus, im Himmel ist Freude über den eingegangenen, von Sünde freien Engel, drum soll auch Freude auf Erden sein und ganz besonders in Dir, Du Mutterherz! Lustige Weisen klingen durch die Strassen, Flinten krachen, Raketen ziehen freudesprühende Feuerkreise durch den hellen Sonnenschein, Burschen jagen und treiben wild erregt hin und her, Mädchen lachen und scherzen und schon hebt sich der Fuss zum fröhlichen Tanze. „Wohl ein Hochzeitszug?“ — „Un angel, un angelito!“ antwortet der jubelnde Bursche und schleu-

dert zischende Raketen in die Luft. Ja wohl, einem Engel geziemt kein Trauergeleit! Im strahlenden Geschmeide schwebe er auf zur Himmelskönigin! Mutter, Perlen her und blinkenden Flitter, geschwind, freue Dich Deiner Berufung und Auserwählung, kleide Deinen kalten, blassen Liebling in ein zierliches Festgewand! Und die steifen Glieder werden in eine anmuthige Form verrenkt, der starre Leib wird in ein Tüllkleidchen, in himmelblaue und rosenrothe Schleifen und Bänder gezwängt, lachende Rosen umkränzen die Schläfen und ein Paar Flüglein heben sich zum Fluge auf: — so, auf einen Sessel gebunden und fröhlich von einem Manne hinweggetragen, sieh, Mutter, Dein Kind jauchzend in den Himmel eingehen als Engel, — jauchzend in die Erde verschüttet! — Welch herrliche Ingredienzen zu einer Schminke für chinesische Kindermorde, und welchen Absatz möchte diese Schminke nicht finden auf Markt und Gassen der grossen, civilisirten Welt, wo aber der Cynismus der Vernunft oder die geistige Zucht Kirche und Natur vergiftet.

Nach der Bestattung des Verstorbenen hebt das Todtenopfer der Vigilien an; wie demselben eine zwiefache Bedeutung zu Grunde liegt, eine natürliche und eine übernatürliche, so strübt es auch diese zwiefache Wirkung an; die erstere soll aus dem Aufruhr des Gemüthes zum Frieden, die zweite aus den Schlacken zur Läuterung des Abgeschiedenen hinüberleiten. Es verlangt und hascht die aus ihrem Sinnenleben gewaltsam gehobene Seele unter ihren Angstzuckungen zurück nach der vorigen, unentbehrlichen Genusssättigung; hin und hergeworfen ist sie zwischen der Scylla neu aufgewirbelter und der Charybdis alter, unveräusserlicher Empfindungen; neben der Furcht und dem Grauen schießt sie nach dem Genusse. Die Klage- und Gebetraserei vermählt sich mit den Orgien verirrter Lust und Lüste; das Opfer auf dem Tische des Todes wird zum leckren Festmahl; Messen, Rosenkranz und Vigilien zu Gunsten der Seelenpurification verwandeln sich in eine Bacchanalie des Sinnengenusses.

Die Todeskunde ruft aus Nähe und Ferne die ganze Bekanntschaft und Vetterschaft in das Trauerhaus; überall zeigt sich eine Bereitwilligkeit, dem Rufe der Vigilien zu folgen, welche der freudigen Zustimmung zu einer hochzeitlichen Zusammenkunft gleicht. Wollte man aus dieser Bereitwilligkeit auf Lust und Liebe zu religiösen Exercitien schliessen, dann gingen diese Tugenden allerdings ruhmgekrönt unter dem Volke der Tropensonne einher. Aber der Ruf zu den Vigilien, in das Trauerhaus, trägt denselben Schall, wie der Ruf in das Haus der Freudenfeste.

Auf der Hütte Schwelle im Schatten des Manghobaumes harret im Schmucke und Festgewande das schlanke Chamamädchen ungeduldig des braunen Conuquero. Er kommt. Seine breiten Schultern umhüllt festlich das weisse Faltenhemde, im Arme liegt die

kleine Gitarre und rhythmisch-monoton streift der Daumen über die schnarrenden Seiten. Von der Schwelle zieht er das Mädchen empor oder setzt sich kosend zu ihr nieder und umgirt es mit seinen schönsten Canconcito's. Vor der Thüre und in der Hütte wogt geräuschvoll durcheinander die versammelte Menge der Vigiliengäste. Chichakrug und Branntweinflasche machen die Runde, in der Küche lodert fröhlich die Heerdflamme, auf der Kohlengluth röstet die Banane und die Arepa, brät der Schweinespeck und die Ziegenlende, brodelt der Cacao und die süsse Aguamiel. Monoton wälzt sich, wie die kreischende Walze, der Guttural und Fistelgesang, immer um dieselbe Melodie und dieselben Strophen; immer wieder intonirt dieselbe nälend-wimmernde Stimme, immer wieder fällt der Chor kreischend ein in dieselbe Litanei. Draussen auf dem freien Plan trinkt der weiche Nachthauch würzige Düfte aus weissen Orangenblumen, und weisser Sternenschimmer gleitet über den dunkellaubigen Manghobaum; und die würzige Luft und der Sternenschimmer, welche den monotonen Vigiliengesang durch die Stille der Nacht hintragen, lauschen der Minne fröhlichem Spiel und tragen von Auge zu Auge, von Mund zu Munde der Blicke und des Odems verlangende Gluth.

Grenzenlos ist die Elastizität des Temperamentes unter jenem Himmel, mit demselben Athemzuge schürt sie die Flamme des Todtenopfers und die Flammen der Sinnenlust; Melodie und Rhythmus bringt sie in das Doppeltgesicht und den Zwiegesang der Sühn- und Freudenopfer; mit leichtem Fluge schwingt sie sich von Cultus zu Cultus und flechtet in das Gebet und das Gesetz, in die Form und den Zwang die Feuerlilien schrankenloser Freiheit, und windet in den Rosenkranz der Doctrina christiana romana die Rosen alle, die auf Erden blühen.

Nach neun Vigilien hat der erschütterte Boden wieder Halt und Festigkeit gewonnen; das immaterielle Wesen jenseits fand die übernatürliche Läuterung, die haltlos umherirrende Seele diesseits fand das ungestörte Gleichgewicht wieder, und aus wüstem Traume erwacht, treibt sie auf leichten Schwingen von Farbenduft zu Farbenduft, von einem zum andern Stimmungsklang. Freilich leerten sich Haus, Hof, Stall, Garten und Feld, Ziegen, Schweine und Hühner füllten die Küche mit Wohlgeruch, und der Baarvorrath an Geld fand willige Aufnahme in der Branntweinschenke. Jedoch, vielleicht reiften die guten Werke aus der Tabula rasa, die sie ausgebreitet, bereits eine andre Frucht; vielleicht spannen die Vigilien aus dem Todtenhemde den Brautschleier; vielleicht mag die untere Hälfte der Trauerkerzen dem Hymengotte als Festfackel leuchten.

Wie der Tod, so das Grab. Auf niedriger Bahre schwankt ein schwarz verhangener Sarg durch die Strassen der Stadt; unend-

lich langsam und schwerfällig bewegt sich der lange Zug der Priester in dem weibischen, schwarzen Gewande mit einem Gesange, der eher an jedes andere Geräusch, als an den melodischen Klang der Menschenstimme, an das Requiem des Entschlafenen erinnert. Der vornehme, reiche Mann wird zur Gruft getragen. So schleppend, so gemacht, so pomphaft und feierlich, und doch so kunstlos und unnatürlich ist der Gang zum Grabe dargestellt. An jeder Ecke und noch in der Mitte der Strassen hält der Zug wiederholt an, und endlos spielt sich die öffentliche Comödie ab; und mit den Zuschauern zugleich vergnügen sich die Acteurs; nichts weiss das Herz von dem was Mund und Hand verrichten. Aber die zur Sitte gewordene Etiquette fordert Gehorsam; die Natur verlangt ihren Tribut, und der Mechanismus hat ihn in Form gebracht. Wie der Baum aus dem Walde geschleift wird unter dem Lärm der Träger und Treiber, so steigt der Mensch in die Gruft unter dem lärmenden Uhrwerke der ritualen Klagen, Formen und Gebete; und still und spurlos zerfällt er in Asche, wie der Baum unter den Flammen verschwindet. Sobald die Gestalt des Schreckens geschwunden, der Schatten aus der Zeitminute gewichen, Gras gewachsen ist über die Asche, — taucht auch die Seele wieder in das Vergessen und das Geniessen unter, und der neue Tag geht auf, wie der vorige war, gleichförmig rubig und heiter, heute, wie gestern, wie morgen, wie alle Tage.

Und über der Hütte Schwelle traben zwei dunkelfarbige Männer mit einem langen Bretterkasten auf dem Kopfe weiter über den holprigen Weg; in dem Kasten liegt unverdeckt ein tochter Mensch. Der geringe, der arme und farbige Mann wird zur Gruft getragen. An der Dorfschenke schliesst sich ein kleines Gefolge von Frauen und Männern in demselben Trabe den Trägern an. Sie halten still an einer Grube, die eben flach ausgeworfen wird von zwei anderen Freunden des Trauerhauses. Sie heissen, hutschwenkend, den kommenden Gast willkommen; für ihn antwortet und dankt Einer des Gefolges mit der Branntweinflasche. Die Erde schliesst sich wieder, — ein Nachregen bedeckt sie mit üppigem Laube, und verfallen und vergessen ist das Blättchen vom Baume der Menschheit, das, ein flüchtiger Augenblicksgedanke in Fleisch und Blut, von dem nächsten Augenblicksgedanken in immer einer und derselben gleichen Erscheinung überwuchert ist.

So Tod und Grab unter der Tropensonne. Aus ewiger Verwesung treibt die Schöpfung ewigen Lenzessaft, unter ewiger drangvoller, ungestüme Neugeburt verbirgt sie das ewige Schwinden und Vergehen; so deckt auch die periodenlose Zeit, der wandellose Augenblicksgenuss Tod und Grab, Vergangenes und Vergessenes sichtbar, spurlos, lückenlos. Beide, das Leben und das Grab, nebeneinander hergehend, haben keinen Raum nebeneinander, nur Raum

übereinander; beide, nicht lösbar von einander, scheiden sich ewig feindselig, doch wahrnehmlos von einander ab.

Hinweg denn so weit, wie möglich, so versteckt und so vergessen es sein kann, mit dem schneidenden Gegensatze aus der schwankungslosen Augenblicksexistenz, mit dem Denkmale der Vergänglichkeit aus der Gegenwartsbeständigkeit! Ungesagt und ungepflegt, wild, wie der wilde Boden rings umher, ohne äussern Schmuck und Abzeichen sei die Wohnung der Todten; und wo die geängstigste Ehrerbietung und die Entlastung der Verpflichtung ein Gedächtnisszeichen aufstellen mag, — es hält die Gegenwart nicht fest an dem Vergangenen, es tritt das Grab nicht ferner in das Leben hinein, das Leben zum Grabe hin, und bald ist die zu dem Vergangenen leitende Spur wieder verwischt aus der Gegenwart. Der Tod und der Baumeister seiner Wohnungen ist der einzige Besuch auf der Schädelstätte.

Campo santo nennt man die Heimath der Gräber; aber sie ist ein heiliger Acker, wie das Allerheiligste Jehovah's für immer durch einen Vorhang den Blicken der Sterblichen entzogen; ist, wie Jehovah's Angesicht, das nur dräuet und schrecket, nicht lieblich und freundlich zu sich winkt. Heilig ist der Acker, aber nur Denen, die ihre sterbliche Hülle in ihm abgeworfen, und der Gottheit, die das unsterbliche Theil zu sich genommen. Denen aber, die noch vor seiner Pforte stehen, liegt er verschlossen, wie der grosse, allgemeine Campo santo verborgen liegt unter der ewigen grünen Lebensdecke der Natur.

Was soll auch die Seele, welche die ewige Mahnung der Vergänglichkeit nicht vernimmt, den Schnee auf Rosen nicht kennt, die durch kein rothes Laub, das über die Erde rauscht, an den Wechsel der Dinge, durch keinen Frühlingskeim, der aus nackter Erde dringt, an neue Zeit und an neues Leben erinnert wird, auf den Hügeln weilen, die in einer fremden Sprache zu ihr reden, zu denen sie in keiner wechselseitigen Beziehung und Mittheilung, keinem Verständnisse steht? Die Kränze, die sie um das Leben schlingt, das Gold, das sie aus der Sonne trinkt, die Düfte, die ihr zuströmen aus dem Aether: — hat der Campo santo nicht. Sie will lachende Farben, gleichmässige, heitre Stimmungsbilder; der Campo santo aber trägt ein strenges, ernstes, mahnendes Gesicht; ihr Flug kreist durch die Gegenwart, um die greifbaren Augenblicksgestalten; jener aber ist das Symbol der Vergangenheit, der beständigen Wandlung des Augenblickes, und er führt den Flug der Gedanken mit heftigen Schwankungen zu Ruinen hinunter und hinauf zu übersinnlichen, unfassbaren Gestalten.

---